

blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E.V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER

Linolschnitt:
D. GANG

Nicht um eine realistische Nachbildung einer Industriekulisse, sondern um ein flächiges Umsetzen in graphische Strukturen geht es dem Untertertianer in seiner Linolschnittarbeit. Von hier aus ist es nur ein Schritt zur absoluten, gegenstandsfreien Gestaltung.



JANUAR 1967





Der neue Direktor unserer Schule (Mitte) zwischen seinen Amtsvorgängern Dr. Koch und Dr. Zimmermann. Ganz links O Sch R Blümer.



„Peto a vobis, ut me sic audiatis . . .“

Aus der Einführungsrede, die Oberstudiendirektor Dr. Domagalla am 21. Oktober in der Aula des Landfermann-Gymnasiums gehalten hat:

Einige Leitsätze, die ich gern an dieser Schule beherzigt sähe: Meine lieben Jungen, schlucken Sie nichts! Sie müssen, wenn Sie glauben, recht zu haben, Ihre Sache durchfechten! Meine Achtung ist Ihnen sicher. In der Schule können in großartiger Weise demokratische Lebensformen eingeübt werden. Wir wollen das tun! Keiner von uns Lehrern verliert an Autorität, wenn Sie ihm nachweisen, daß er sich geirrt hat. Er wird Ihnen dankbar sein, weil Sie ihn vor einem Irrtum bewahrt haben, und wird sich sagen, daß er das Eigentliche seines Bildungsauftrages erreicht hat, indem er Schüler erzog, die kritisch denken, kritisch auch gegen die Erzieher. Gewiß — und das sei ausdrücklich festgestellt — gilt Nietzsches alter Spruch, alle Erziehung fange mit dem Gehorsam an, aber nicht mit dem Gehorsam gegenüber einer Person, sondern mit dem Gehorsam gegenüber der Sache. Aber der Autorität der Sache unterstehen Lehrer und Schüler in gleicher Weise, und weil der Lehrer normalerweise den größeren Sachverstand hat, ist es möglich, daß sie sich die Köpfe stoßen. Und es wäre schade, wenn Sie das nicht täten!

Ein zweites: Mir wäre sympathisch, wenn es an unserer Schule fröhlich zuginge, wenn viel gelacht würde. Konrad Lorenz, Professor für Verhaltensphysiologie am Max-Planck-Institut in München, hat neulich in der „Neuen Sammlung“ einen lesenswerten Aufsatz „Über die Naturgeschichte der Aggression“ veröffentlicht. Er weist darin nach, daß der Aggressionstrieb, im Sinne Freuds also der Trieb, der zerstören und den anderen vernichten will, nicht reaktiv, sondern instinktiv sei. Das heißt also, er tritt nicht nur in bestimmten Fällen, wenn einer von einem anderen attackiert wird, in Erscheinung, sondern er liegt im Menschen schlechthin und äußert sich auch ohne Anlaß. Lorenz legt nun mit einigem Vergnügen dar, wie die Tiere diesem Aggressionstrieb viel besser begegnen als die Menschen. Wer sich eine vergnügliche Stunde machen will, der möge das bei Lorenz nachlesen. Die beste Art für den Menschen, diesem die Gemeinschaft zerstörenden Trieb zu begegnen, sei der Humor: Wer lache, der schieße nicht. Und ich meine, wer lache, der nehme sich selbst nicht allzu wichtig und den andern mit jener gelassenen Güte und Nachsicht, von der er hofft, daß der andere sie auch für ihn parat habe. Wer von uns ist so vollkommen, daß er nicht der Güte bedürfe. Und darum, meine lieben Eltern, schimpfen Sie nicht zu sehr, wenn Ihre

Söhne gelegentlich mit einer mangelhaften Arbeit nach Hause kommen! Das liegt nicht nur bei Ihren Söhnen selbst begründet, sondern in der Unvollkommenheit der Dinge dieser Welt. Und wenn ich manchmal von heftigen Reaktionen der Eltern auf das Versagen ihrer Kinder höre, dann meine ich gelegentlich, sie beschimpfen sich selbst, weil sie sich ihr eigenes Versagen früher auf der Schule nicht verziehen haben. Das aber wäre kein Zeichen von Weisheit!

Und dann ein drittes: Vielleicht erlauben Sie es dem Germanisten in seiner Sprache zu sagen. Sicher ist eines der schönsten Gedichte der deutschen Sprache Eichendorffs „Es schienen so golden die Sterne“. Ich lese es noch einmal vor, weil ich nicht weiß, ob es Ihnen allen gegenwärtig ist:

„Es schienen so golden die Sterne,
am Fenster ich einsam stand
und hörte aus weiter Ferne
ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
vorüber am Bergeshang.
Ich hörte im Wandern sie singen
die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschluchten,
wo die Wälder rauschen so sacht,
von Quellen, die von den Klüften
sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
von Gärten, die überm Gestein
in dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wann der Lauten Klang erwacht,
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht.“

Ich habe immer eine Scheu gehabt, dieses Gedicht vor der Klasse zu besprechen, weil ich nicht wußte, wie ich es anfangen sollte. Nun besprach es eines Tages eine Referendarin, als ich sie anholte, und wir saßen am Ende beide traurig auf den Trümmern der Stunde. Ich konnte meiner Kollegin nur sagen, was sie ohnehin wußte, daß die Stunde mißlungen sei; ich konnte ihr aber nicht sagen, wie sie den Kindern eine Ahnung von diesem Gedicht hätte vermitteln können.

Nun aber hatte ich mich verpflichtet, eine mißlungene Stunde vorzumachen. Man beschäftigt sich dann immer wieder mit dem Gedicht in der stillen Hoffnung, daß der Funke einschlägt; Er schlug aber nicht ein. Der Tag, an dem ich mich produzieren sollte, rückte unterdes immer näher. Und dann versuchte ich es in einer noch unbestimmten Ahnung vor einer Obertertia aus der Erfahrung heraus, die sich mir schon oft bestätigt hat: Wenn Dir nichts einfällt, dann fällt vielleicht den Schülern etwas ein. Und siehe da, ein sonst wenig versierter Schüler evozierte in mir die Frage: In welchem Verhältnis steht der in der ersten Strophe zu den beiden in der zweiten Strophe? Und nun kam es mit Gewalt: Der erste bezeichnet sich als „einsam“ — durch den Spondeus bekommt das Wort ein doppeltes Gewicht — und als einen, der mitfahren möchte. Den beiden anderen ist all das erfüllt, was dem ersten fehlt. Sie sind zu zweit, und sie wandern zusammen. Sind ihnen nun ihre Wünsche erfüllt? Ihre Sehnsucht spannt sich genau wie die des ersten in eben das, was der Augenblick ihnen nicht erfüllt, in eine gleichsam unendliche Traumlandschaft, die ihrerseits nicht Ziel ist, weil auch in ihr in der Gebärde der ersten Strophe die Mädchen an den Fenstern stehen und in eine neue Unendlichkeit hineinlauschen. — Die Jungen erkannten klar, das Gedicht habe eigentlich kein Ende, weil die Sehnsucht der Herzen kein Ende kenne. — Ich wäre dankbar und froh, wenn der, der unsere Schule verläßt, etwas von jenem Gefühl — um wieder mit Nietzsche zu reden — des Pfeiles der Sehnsucht nach dem anderen Ufer mitnähme für die Zeit seines Lebens, daß er kein Homo Faber wird wie der Held Max Frischs und erst am Ende seines Lebens die Verlorenheit dieses seines Lebens selbst einsieht.

Gestatten Sie mir noch zwei Sätze zu meiner Person. Ich darf zitieren: Einmal Lessing: „Trägt man mir ein Amt an, so will ich es annehmen, aber den geringsten Schritt nach einem zu tun, dazu bin ich eben wo nicht zu gewissenhaft, doch viel zu kommode und nachlässig“ — wobei man *kommode* nicht unbedingt mit *bequem* übersetzen muß, sondern auch mit *gelassen*.

Und ein anderes Mal eine Stelle aus Ciceros „De re publica“, die er Scipio in den Mund legt: „Peto a vobis, ut me sic audiatis ut unum patris diligentia non illiberaliter institutum studioque discendi a pueritia incensum, usu tamen magis eruditum quam litteris“, — wobei ich *usus* durch *Praxis* wiedergeben möchte.

Schülerleistungen von ehemdem

Den nachfolgenden Beitrag, den uns Herr Dr. Krükel zur Verfügung stellte, bringen wir mit um so größerer Freude, weil er ein lebendiges Bild vermittelt von inzwischen historisch gewordenen Schülerleistungen, die sicher auch damals als *exempla egregia* bewundert worden sind. Eine kleine Textprobe aus dem lateinischen Aufsatz des Unterprimaners von 1883 und die Gliederung der Arbeit geben eine Vorstellung von dem mit Recht gerühmten *Color Latinus*.

Bei den Aufräumungsarbeiten im Landfermann-gymnasium nach den Verwüstungen des zweiten Weltkrieges fand ich

- a) zwei zusammengeheftete hebräische Abiturientenarbeiten von Ostern 1837,
- b) zwei ebenfalls zusammengebundene hebräische Prüfungsarbeiten des Herbsttermins von 1848,
- c) eine lateinische Arbeit von 21 halbseitig voll beschriebenen Aktenbogenseiten (à 29 Zeilen) eines Unterprimaners aus dem Jahre 1883.

Es sei mir gestattet, diese schriftlichen Arbeiten etwas näher zu erläutern.

Ad a): Verfasser der beiden Prüfungsarbeiten waren die Abiturienten Noel und Mohn. Sie hatten den Abschnitt I. Samuelis, cap. IX, 1—6, aus dem Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen und alle darin vorkommenden hebräischen Verbformen in lateinischer Sprache zu erklären. Die Arbeiten wurden am 20. 2. 1837 von dem Präzeptor des Hebräischen, Kleine, lateinisch korrigiert und auch lateinisch ausführlich begutachtet. Eine Prädikatgebung im heutigen Sinne gab's nicht, jedoch wurden Vorzüge und Nachteile der Arbeit genau gegeneinander abgewogen und am Schluß ein Urteil über Eignung oder Nichteignung gefällt. So sagt z. B. Herr Dr. Kleine von der Leistung seines Schülers Noel am Schluß: „... apparere satis imbutum esse Noelum cognitione regularum linguae Hebraeicae ad altiora huius disciplinae studia persequenda.“

Der erste Satz im Gutachten über den Oberprimaner Emil Mohn lautet: „Interpretatio haec, si excipias scripturam nominum propriorum, perpauca nobis praebuit corrigenda“, und am Schluß heißt es: „satis eum esse praeparatum ad persequenda studia altiora

ad Sacram scripturam Veteris Testamenti pertinentia“.

Von dem Lehrer des Hebräischen, Herrn Dr. Kleine, heißt es in Max Wiesenthals Aufzeichnungen: „Dr. Ottomar Kleine, geb. in Soest, an der Anstalt von 1830—1840; vorher in Düsseldorf, nachher in Wetzlar“.

Ad b): Verfasser der beiden Herbstprüfungsarbeiten von 1848 waren Karl Herbst und Rehorn. Sie hatten den Abschnitt Josua, I, 1—8, aus dem Hebräischen ins Lateinische zu übersetzen und sämtliche hebräischen Verbformen in Lateinischer Sprache zu erklären. Der Präzeptor des Hebräischen, Thiele, hatte dem Karl Herbst bei der Prüfung (für Ausarbeitung und Abschrift) eine Arbeitszeit von zwei Stunden bewilligt, nämlich von 3—5 Uhr nachmittags, während Rehorn noch einige Minuten über 5 Uhr hinaus arbeiten durfte. Die Arbeiten wurden von Herrn Dr. Thiele in lateinischer Sprache korrigiert, die Beurteilung aber erfolgte auf Deutsch; sie war sehr kurz und beschränkte sich im wesentlichen auf den Vermerk „Die Arbeit genügt den Anforderungen“. Ein Prädikat nach heutigem Muster gab's nicht. Nur bei Rehorn wurde bemerkt, daß die Arbeitszeit für ihn etwas zu knapp gewesen sei. Unter Hervorhebung seiner guten Klassenleistungen wurde am Schluß gesagt „Jedenfalls entspricht die Arbeit den Anforderungen“.

Von Herrn Dr. Thiele weiß Max Wiesenthal folgendes zu sagen: „Dr. Gustav Thiele, geb. in Magdeburg am 11. 12. 1803; an der Anstalt von 1845 bis 1857; vorher Privatdozent in Halle; nachher Gymnasialdirektor in Barmen; gestorben in Wiesbaden am 25. 11. 1893“.

Ad c): Der Name des Verfassers ist nicht mehr feststellbar (er könnte etwa Reischwald oder Reichard geheißen haben; es hat nämlich ganz offensichtlich jemand versucht, mit einem Messer ihn wegzukratzen bzw. unlesbar zu machen). Die Arbeit des Unterprimaners ist aber ein Meisterwerk besonderer Art, und ich könnte mir vorstellen, daß dieser junge Mann später als Doktorand seine ganze Dissertation in lateinischer Sprache abgefaßt hätte. Schon die Schrift ist fast unnachahmbar schön. Es scheint, daß es sich um eine frei-

willige Fleiß- oder Ferienarbeit gehandelt hat. Zahlreich sind die beweiskräftigen Zitate. Die Ausführungen des Primaners wurden von einem Fachlehrer korrigiert, jedoch nicht zensiert; sie müssen aber auch diesem als ein Muster von Präzision erschienen sein. Ich muß gestehen, daß die Arbeit einen wirklichen ‚Color Latinus‘ zeigt, wie man ihn heute überhaupt nicht mehr verlangen kann. Die in den höheren neunklassigen Lehranstalten — auch am humanistischen Gymnasium — heute herrschende Lehrweise berücksichtigt praktische Übungen im freien schriftlichen Gebrauch des Lateinischen schon jahrzehntelang nicht mehr, ja an vielen Anstalten ist Latein zu einem absterbenden Unterrichtszweig geworden, und die Lateinlehrer der Oberprimen können sich sogar noch freuen, wenn die Schüler von heute bei der Abiturientenprüfung grobe grammatische Fehler vermeiden. — Das Thema der Primanerarbeit lautet: „De sede mortuorum, quid veteres, quorum libros legi, tradiderint“. Der Aufbau der Arbeit ergibt sich aus der vorangestellten Partitio (mit Exordium, Tractatio und Clausula). Untersucht werden u. a. Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten in der Vorstellungswelt der Alten hinsichtlich

des Aufenthaltsortes der abgeschiedenen Seelen, insbesondere bei den Juden, Griechen, Römern, Ägyptern, Thrakern und Germanen. Wie sich dieser „Jenseitsglaube“ der einzelnen Völker auf deren persönliches Erdenleben jeweils auswirkte, erläutert der Primaner am Schluß seiner Darlegungen. Abschließend kann man sagen: An der ganzen Arbeit bewundert man die überaus große grammatische Sicherheit, die auffallende Fülle des Wortschatzes, den straffen logischen Aufbau, den glänzenden Stil, die charmante Eloquenz.

Die unter Schutt und Trümmern vor mehr als zwanzig Jahren gefundenen, teilweise etwas beschädigten Zeugen früherer Schülerleistungen, die ich mit Genehmigung des damaligen Anstaltsleiters behalten durfte, erfreuen mich immer und immer wieder, sooft ich sie zur Hand nehme. Stets kommt mir aber auch dabei der Gedanke: Ob die Schüler von damals und deren Eltern auch zu jener Zeit schon sich über die „Überforderungen“ durch die Schule beklagt haben? Ich glaube: Nein!

DR. LAMBERT KRUKEL

De sede mortuorum, quid veteres, quorum libros legi, tradiderint

Partitio

Exordium: Esse animam eamque esse divinam omnibus gentibus persuasum erat.

De immortalitate animae et de sede mortuorum aliae alia sentiebant.

Tractatio: De sede mortuorum quid veteres tradiderint.

I. Sedem esse nullam mortuorum crediderunt Iudaei

II. Sedem fere esse tristem tradiderunt a) Graeci b) Romani

III. Animam ex alio corpore transire in aliud Aegyptiorum fuit sententia

IV. Sedem fere esse laetam docuerunt a) Thraces b) Germani

Clausula: Uniuscuiusque gentis sententia multum valet ad eius rationem vivendi

Atque earum gentium, quae animam post mortem clariorem et sereniorem esse credebant vita in terra acta ut Thraces et Germani, aliae animam, si corpore exisset, in aliud corpus transire ut Aegyptii, aliae esse vitam post mortem fere tristem et laetitia expertem, neque ullo modo comparandam cum vita hominum, ut Graeci et Romani.

In quo mirandum est, quod ii ipsi, qui loca amoenissima incolebant, qui vitam iucundissimam degebant, qui hilarissima vivendi ratione utebantur, ut vel ea, quae ad mortem pertinebant, non sub specie terroris, sed laetitiae fingerent, quod ii ipsi vitam post mortem tristissimam, ii, qui regiones frigidas et nebulosas incolebant, qui vitam severissimam degebant, vitam post mortem serenam et hilarem esse credebant; sed ista huc nec pertinent neque nostrum est explicare.

Videre autem, quae qualisque fuerit sedes mortuorum, id nostrum esse puto. Ordiamur igitur ab iis, qui...

Doctrina et pietas hic sociata viget

Eine Abiturientenrede
aus bewegter Zeit.

Die folgende Abschiedsrede des Oberprimaners Hermann Geibel, der im Februar 1940 an unserer Schule das Abitur ablegte, ist eine mutige Dokumentation des Geistes im Sinne des humanistischen Gedankens und zeigt zugleich die Seelen- und Gedanknot eines jungen Menschen, dem die Parolen der Machthaber tief unheimlich und die praktizierte Verführung der Jugend höchst widerlich sind.

Herr Dr. med. F. D'ham, Konabiturient Geibels, der uns die Rede für den Abdruck freundlicherweise überließ, schreibt über den Verfasser:

„Hermann Geibel war Pastorensohn und galt unter uns als der überragende Geist unserer Klasse, namentlich in der Prima; in den auf das Jahr 1940 folgenden Kriegsjahren geriet er wegen seiner mutigen Skepsis in die Hände der Gestapo, mit seinen Eltern wurde er 1944 ein Opfer des Bombenkrieges. Soweit ich weiß, hat nur sein älterer Bruder, der damals Fliegeroffizier war, den Krieg überlebt. Ob er noch lebt und wo er zu erreichen ist, ist mir nicht bekannt. Die Rede, die ursprünglich noch wesentlich deutlicher und aggressiver verfaßt war, hat Geibel auf Bitte des damaligen Schulleiters in diese beiliegende Form abgeändert. Sie wurde in der Aula vor Lehrern, Schülern, Eltern und Honoratioren der Stadt gehalten und fand bezeichnenderweise einen außerordentlich starken Beifall unserer Lehrer.

„Meine verehrten Herren Lehrer, werte Eltern, liebe Schulkameraden!

Wenn ich nun zum letzten Male als Sprecher der diesjährigen Abiturienten zu Ihnen rede und dabei Ihnen das Geschehen der acht Jahre unserer Schulzeit und seine Wirkung auf uns noch einmal kurz aufzeigen soll, so fällt mir das bei der wilden Bewegtheit dieser Jahre nicht leicht, und ich kann meine Aufgabe nur bewältigen, wenn ich alle äußeren Einzelheiten außer acht lasse.

Sie alle wissen, daß das deutsche Volk heute auf einem Weg begriffen ist, der sich bewußt von der Vergangenheit trennt, von ihr abzweigt und zu ganz neuen Auffassungen und Formen hinleiten will.

Jede neue geistige und politische Bewegung muß nun, sofern sie überhaupt eine Zukunft haben will, versuchen, die Jugend für sich zu gewinnen. Also wurden wir sehr bald in den wirbelnden Kampf des Neuen gegen das Alte mit hineingezogen, und Streit und Widerstreit rissen uns hin und her.

So reizvoll es für einen jungen Menschen ist, in einem Wasser zu schwimmen, in dem die Wellen hoch gehen, so gefährlich kann ihm das auch werden. Denn in einem solchen Alter in solcher Lage braucht man irgend etwas, an das man sich halten kann, das einem ein Maß in die Hand gibt, mit dem man alle Fragen und Probleme der Jugend und des Lebens überhaupt messen kann. Sonst kommt man zu leicht unter die Räder, wird überfahren und bleibt in der Gosse liegen.

Einen solchen Halt zu finden, war die für uns alle schwere Aufgabe, die uns eine Zeit stellte, in der die meisten bis dahin gültigen Größen und Werte angezweifelt, abgelehnt und abgebaut wurden, in der die Geister der Vergangenheit langsam verblaßten, das Neue aber noch nicht in feste Grenzen gelegt war und auch jetzt noch nicht ist. Viele von uns haben sich auf dieser Suche zeitweise verirrt, manche sind auch heute noch nicht zu einem erlösenden Ende gelangt, wie ja immer von derartigen Erschütterungen der eine leichter, der andere schwerer getroffen wird. Doch eins haben wir alle gelernt, die wir jahrelang im Sturm standen: Nüchtern sein. Wir erkannten, daß die meisten Dinge in Wahrheit ganz anders aussehen als die Fassaden, die man mit Worten, Farben und Tönen kunstvoll um sie her aufbaut. Wir erkannten, daß die unedlen Triebkräfte der Menschen immer alle bestehenden Formen zu mindestens gleichem Teile beeinflussen wie die edlen. Wir lernten die Wucht der nackten Gewalt und das gewichtige Recht des Stärkeren kennen. Alle diese Erkenntnisse werden wohl in Zukunft uns noch ihren Wert beweisen, und die nüchtern wägende Betrachtung aller Dinge wird sich noch bewähren.

Daß sich in dieser Zeit das Leben der Schule nicht in ruhigen Bahnen hielt, wird für Sie vielleicht am sichtbarsten daran, daß nur die Hälfte der Klassengemeinschaft den offiziellen Abschluß der gegen früher schon um ein Jahr verkürzten Schulzeit miterleben kann. Alle älteren Kameraden und diejenigen, die den Offiziersberuf erwählt haben, stehen bereits seit Wochen im grauen oder blauen Rock im Feld. Von den weniger in die Augen fallenden Übergangserscheinungen, die wir aber im alltäglichen Schulbetrieb am

meisten spürten, und von den wesentlichen Änderungen in der Unterrichtsmethode hier zu sprechen, ist nicht meine Aufgabe. Jedenfalls konnten wir unter diesen Umständen gar nicht die gleiche Menge Wissen in uns aufnehmen, wie das früher in neun meistens doch ruhigen Jahren möglich war. Schlimmer aber als für unsere rein schulmäßige Ausbildung empfanden wir den Verlust dieses einen Jahres für unsere allgemeine Entwicklung und für unsere Gemeinschaft, die wohl jeder von uns zu seinen schönsten und eindrücklichsten Erlebnissen rechnet. Denn sie war so eng und fest geschlossen und schenkte uns Vertrauen zueinander in allen Dingen, daß sie sogar zum tröstenden Ausgleich werden konnte für manch andere ideelle Güter, die uns die Notwendigkeit der Zeit versagte.

Und doch haben unsere Lehrer in diesem gespannten und verwirrten Schulleben in uns das Gefühl geweckt und die Liebe entfacht zu einer Welt, in der nicht mit qkm gemessen wird, in der kein Reichtum, keine Rangstufen, überhaupt keine äußeren Wertungen bestehen, sondern die Adel, Glück und Belohnung nur in sich selber birgt: Die Liebe zu der Welt des Geistes. Sie haben uns hineingeführt in die Sphäre und uns den stolzbeglückenden und zugleich tief verpflichtenden Anteil gewiesen, den sich das deutsche Volk in jahrhundertlangem Mühen in ihr erworben hat, in ihr, die allein dem menschlichen Leben eine göttliche Verklärung und Erhebung gewährt.

Damit haben wir die Berufung und den Auftrag empfangen, genau wie für den deutschen Heimatboden, so auch für dieses Reich, für diese Heimat des deutschen Geistes alles, Gut, Blut und Leben hinzugeben, um jede Gefahr und Bedrohung von ihr abzuwehren; denn ohne sie verliert das Leben seinen Wert und wird zum sklavischen Vegetieren.

Ich kann und mag keine Worte des Dankes finden für ein so höchstes Glück und höchste Verantwortung verleihendes Geschenk, weil Worte wohlfeil sind und nur von der Straße aufgehoben zu werden brauchen. Aber unser ganzes Leben muß ja notwendig Dank sein, denn das uns von Ihnen vermittelte Fühlen, Denken und Wissen ist ja das einzige Sprungbrett, von dem aus wir uns in das Leben hinausschnellen können.

Vor diesem Sprung stehen wir nun, er wird noch unermeßbare Anforderungen an uns stellen, da noch das Neue keine feste Form angenommen hat, da noch das Eisen strömt und wallt, das wir schmieden sollen. Trotzdem glaube ich fest und sicher, daß wir, wenn die Zeit gereift, der richtige Zeitpunkt, der Kairos an uns herantritt, daß wir dann alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte zum Segen unserés Vaterlandes einsetzen und auch unseren Teil an seiner Formung erfüllen werden, damit jeder Deutsche in ihm ein freies und glückliches Dasein führen kann.

Denn wir sind sehr jung, und in unserem Jungsein liegt eine unbesieglige Kraft und Verheißung. Darum kann ich allen, für die ich hier spreche, gleich, ob sie im Raume sitzen oder irgendwo draußen ihre Pflicht erfüllen, nun zum Ende mit Hölderlin zurufen:

... such im stillen Tale
den düftereichsten Hain
und gieß aus goldner Schale
den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
das Bild der Erde dir,
der Gott der Jugend waltet
noch über dir und mir."

Abschiedsrede, gehalten am 7. J. 1940 in der Aula des Landfermann-Gymnasiums von Hermann Geibel.

Dicamus bona verba . . . Dank an Dr. Fritz Klönne und Dr. Franz Johne

Der im vergangenen Jahre eingetretene Wechsel im Vorsitz des Landfermannbundes läßt es als eine vornehme Pflicht der Dankbarkeit erscheinen, die großen Verdienste des scheidenden Vorsitzenden Dr. Fritz Klönne und seines auch zurückgetretenen Stellvertreters Dr. Franz Johne um den Bund und insbesondere um das Landfermann-Gymnasium nicht in Vergessenheit ge-

raten zu lassen. Bei meiner Übernahme der Schulleitung führte Herr Klönne schon eine geraume Zeit den Vorsitz des Landfermannbundes. Beide Herren waren stets um eine Stärkung der Beziehungen zwischen den „Alten“ und ihrer Schule bemüht, und ich stelle mit Freude und Dank fest, bei ihnen nie eine Fehlbitte getan zu haben, wenn es um die Belange ihrer alten

„Penne“ ging. Dabei handelte es sich nicht bloß um den bekannten *nervus rerum* — ich will die vielen wertvollen Stiftungen des Landfermannbundes, die auf ihre Anregung hin erfolgten, hier nicht aufzählen —, ihnen lag vor allem die menschliche Bindung zwischen den Ehemaligen und der aktiven Schülerschaft am Herzen. Die feste und heute schon zu einer Tradition gewordene Form etwa, in der sich seit 1952 die feierliche Entlassung der Abiturienten vollzieht, geht mit auf eine Anregung Herrn Klönnes zurück. Höhepunkt ihres Einsatzes für ihre Schule aber

war das Jahr 1959, in dem das Landfermann-Gymnasium sein großes Jubelfest — 400 Jahre humanistisches Gymnasium — feierte. Die Schule verdankt ihnen beiden (Dr. Johne war damals gleichzeitig Vorsitzender der Schulpflegschaft) unter anderem die Beschaffung der erheblichen Geldmittel für ein Ehrenmal der gefallenen Schüler und seine Aufstellung auf dem Hofe der Schule. Dieses Mal wird auch ihrem Einsatz eine bleibende Erinnerung bewahren.

OSID DR. ZIMMERMANN

Wir stellen vor:

Professor Ernst Vogt

— neuer Vorsitzender des Landfermannbundes



In der Mitgliederversammlung des Bundes wurde am 27. 12. 1965 als Nachfolger Dr. Klönnes Ernst Vogt zum neuen Vorsitzenden gewählt. Eigentlich würde es sich erübrigen, ihn besonders vorzustellen, da er vielen Ehemaligen noch von der Schule her bekannt ist; viele werden sich auch noch an die geschliffene lateinische Rede erinnern, die er als junger Studiosus in der Aula hielt. Für die Abiturienten etwa ab 1955 trifft das aber nicht mehr zu, und darum seien hier die wichtigsten Daten genannt:

Am 6. November 1930 wurde er in Duisburg geboren und bestand am 11. Februar 1950 am Landfermann-Gymnasium das Abitur. Ab Sommersemester 1950 studierte er Klassische Philologie (im Hauptfach), Archäologie, Alte Geschichte, Philosophie, ev. Theologie und Germanistik in

Bonn, Tübingen (1951/52) und Athen (Stipendium für das Studienjahr 1953/54), legte 1956 das Doktor- und Staatsexamen in Bonn ab und war seit 1956 wissenschaftlicher Assistent am Philologischen Seminar der Universität. 1960 erfolgte die Habilitation und 1966 die Ernennung zum Professor. Seine Hauptarbeitsgebiete sind frühgriechische Dichtung und Philosophie und das weite Gebiet des Neuplatonismus. Seit Jahren ist er Schriftleiter des „Rheinischen Museum“, und sein Name findet sich auch in dem neuen Lexikon der Alten Welt des Artemis-Verlages. Am 22. Juli 1966 stellte er sich Eltern und Lehrern unserer Schule vor mit einem Vortrag über Sinn und spezifischen Wert des Griechischen, auf den wir seiner grundsätzlichen Bedeutung wegen in unserer nächsten Nummer ausführlich zu sprechen kommen.

Das verzerrte Lehrerbild unserer Zeit

Mit den folgenden Bemerkungen wollen wir einer seit Jahren von der *communis opinio* geprägten und in der Öffentlichkeit als Zerrbild herumgeisternden Vorstellung vom Lehrer begegnen und zugleich Gründe nennen, warum es dem Unterrichtenden heute schwer fallen muß und garadezu unmöglich wird, den Abiturienten, von denen sich immer weniger für den Beruf des Philologen entscheiden, obwohl ihre Zahl ständig zunimmt, eben diesen Beruf zu empfehlen.

Am 14. Juni fand in Essen eine Großkundgebung des Philologenverbandes statt, die unter dem Motto „Gymnasium in Not“ stand. Auf dieser Kundgebung wurde u. a. darauf hingewiesen, daß es zur Beseitigung der bestehenden Notstände und zur Abwendung noch größerer unbedingt erforderlich sei, mit der Verketterung der Philologen Schluß zu machen und die Verzerrungen im Lehrerbild unserer Zeit auszuräumen. Gelingen dies nicht, so sei der Bestand des Gymnasiums ernstlich gefährdet.

Die Not des Gymnasiums ist der Lehrermangel. Schon heute ist es in den meisten Schulen unmöglich, den Stundenplan voll zu besetzen. Und trotzdem stehen wir erst am Anfang der Schwierigkeiten, denn den Berechnungen der Experten zufolge dürfte das Problem des Lehrermangels noch erheblich akuter werden. Das Problem des Lehrermangels ist aber das Problem des Lehrernachwuchses. Es gilt also zu fragen, warum heutzutage zu wenig junge Menschen Lehrer werden wollen, bzw. warum der Beruf des Lehrers heute nicht mehr attraktiv genug ist.

Ohne Zweifel gibt es eine Fülle von Gründen, weshalb sich heutzutage zu wenige für den Beruf des Lehrers entscheiden; aber eine der wichtigsten Ursachen des Lehrernachwuchsproblems scheint mir das mangelnde bzw. das schwindende Ansehen des Lehrerstandes zu sein. Welcher junge Mensch möchte gern einer Berufsgruppe angehören, deren Sozialprestige ständig sinkt? Die Frage des Lehrernachwuchses ist damit — und das müßte unbedingt eingesehen und berücksichtigt werden — auf das engste gekoppelt mit der Frage, wie die Leute über den Lehrer denken.

Wenn ein Lehrer im geselligen Kreise erwähnt (oder muß man schon sagen: zugibt), er sei Lehrer, dann bekommt er immer wieder folgende Äußerungen zu hören: „Ach, Sie sind Lehrer! Nein,

das wäre nichts für mich! Sie Ärmster! Sie müssen sich mit den Kindern anderer Leute herumschlagen!“ oder: „Sie sind Lehrer? Ja, Sie haben's gut! Immer Ferien, nachmittags frei, morgens ein paar Stunden und dann unabhängig! Herrlicher Job!“ — Wir wollen uns fragen, welche Einstellung zum Lehrerberuf hinter diesen Äußerungen sichtbar wird, welches Bild vom Lehrer der Mann auf der Straße hat und welche Folgen es hat, wenn man dieses verzerrte Lehrerbild nicht rechtzeitig korrigiert.

Diejenigen, die den Lehrer als bedauernswerten, geplagten Mann hinstellen, ihn zum Trottel oder Kindermädchen der Gesellschaft degradieren, haben offensichtlich unsere moderne Wohlstandsgesellschaft vor Augen. Heute regiert bekanntlich das Geld. Es kommt vielen nur darauf an, wie man möglichst rasch und ohne große Anstrengungen zum reichen Mann avancieren kann. Für viele Menschen — und das gilt insbesondere für die sogenannten Neureichen und deren Kinder auf den Gymnasien — ist Lernen nur noch Mittel zum Zweck, die Schulzeit ein notwendiges Übel und der Lehrer ein etwas rückständiger Hinterwäldler, der hinter der modernen Zeit zurückgeblieben ist. Man liebt es, darauf hinzuweisen, daß man auch ohne ein gutes Schulzeugnis Karriere machen könne, daß schon mancher, der in der Schule nicht zu den Besten zählte, sein Leben hervorragend gemeistert habe und daß die Schule entgegen allen Beteuerungen eben doch nicht dem Grundsatz „Non scholae, sed vitae discimus“ huldige. Viele Bürger halten es daher für verständlich, wenn nicht gar für selbstverständlich, daß sich Eltern und Publizisten gegen bestimmte Lehrmethoden, gegen angeblich ungerechte Beurteilungen und gegen disziplinarische Maßnahmen der Lehrer auflehnen. Sie entschuldigen die Schulmüdigkeit und Unwilligkeit der Schüler nicht selten mit dem Hinweis, es sei ja verständlich, daß sich die Schüler nicht für den längst überholten „Schulkrampf“ (Latein!?) interessieren. Manchmal wird zwar zugegeben, daß die Schuldisziplin bedauerlicherweise nachgelassen habe, aber auch das ist für die meisten kein alarmierendes Zeichen, sondern eher eine entschuldbare Handlung von unverständigen Jugendlichen, die sich instinktiv gegen die nicht mehr zeitgemäße Schule auf-

lehnen. Zwar gibt es auch heute noch viele, ja sehr viele Eltern, die ihre Kinder ermahnen, sich anständig zu benehmen. Doch die Motive für diese Ermahnungen sind verschieden: Während die einen Wert auf gute Erziehung legen und ihren Kindern erklären, es gehöre zum guten Ton, sich anständig in der Schule aufzuführen, weisen die anderen nur darauf hin, daß es im Hinblick auf die Versetzung geraten sei, die Lehrer nicht zu verärgern, daß man das Abschlußzeugnis benötige, um den in Aussicht genommenen Beruf erlernen zu können, und daß es sich schließlich auch gar nicht lohne, sich mit den Lehrern „herumzuärgern“, weil diese am Ende doch immer Recht hätten. So werden die Kinder zwar ermahnt, aber hinter diesen Ermahnungen steht nicht die Einsicht, daß der Lehrstoff Bildungs- und Kulturgüter vermittelt, daß die Schule im Dienste der Menschenformung steht und daß der Lehrer wegen seiner Funktion als Lehrer, Erzieher und Kulturträger zu achten ist. Im Gegenteil, bei diesen Zurechtweisungen steht in der Regel das Nützlichkeitsdenken im Vordergrund. So wird manches in der Schule indirekt als ein etwas verstaubtes Requisit einer untergegangenen Epoche hingestellt; man verachtet die Schule im allgemeinen zwar nicht, aber man beachtet sie nicht mehr gebührend, weil es eben Wichtigeres, nämlich Geld und Verdienst, Erfolg und Wohlstand, gibt. In dieser Nichtbeachtung, in diesem Nichtmehr-ernst-Nehmen liegt das größte Gefahrenmoment.

Vielleicht ist man versucht, gegen diese Analyse einzuwenden, daß man doch heute überall von der Förderung der Bildung rede, daß man die Zahl der Schüler auf den Gymnasien zu vermehren bestrebt sei, daß man eine bessere Ausbildung für alle fordere und durchzusetzen beginne. — Aber was steht hinter diesen Bestrebungen und Forderungen? Ist nicht fast überall, wo von der Förderung der Bildung die Rede ist, im Hintergrund ein krasses Ausbildungsdenken zu spüren? Man spricht vom „Ausstoß“ der Abiturienten, von besseren Berufschancen, von Bedarfsdeckung in der Wirtschaft. Und damit entlarvt sich das Schlagwort von der besseren „Bildung für alle“ selbst: Es geht nicht um Bildung und Schulbildung, sondern um Berechtigungsscheine und um besser bezahlte Stellen. Je häufiger aber das Schlagwort von der „Bildung für alle“ verkündet wird, um so mehr setzt sich in bestimmten Eltern- und Schülerkreisen die Ansicht durch, daß der Lehrer etwas zu liefern hat, was man von ihm gerechterweise einfordern darf, nämlich den Berechti-

gungsschein (sprich: Reifezeugnis!). Es ist zwar richtig und mit Nachdruck zu fordern, daß die Tür zur Bildung für alle offenstehen muß; aber nur der sollte durch diese Tür treten, der bereit ist, sich bildungsgerecht zu verhalten. Es wird heute immer wieder betont, daß der Mensch als personales Wesen Ansprüche an das Bildungsgut stellen darf und muß; aber dabei wird leider übersehen, daß umgekehrt auch die Bildung Ansprüche an den stellt, der sich ihr naht. Wenn nun die Lehrer als Sachwalter der Bildung sozusagen zum Schaffner oder Billettaussteller der Bildung degradiert werden, von denen man gegen Entrichtung eines Obolus (sprich: Absitzen der Schuljahre!) einen Berechtigungsschein verlangen darf, dann darf man sich nicht wundern, daß leistungswillige junge Menschen — und man sollte den Leistungswillen der Jugend nicht unterschätzen! — sich nicht mehr für den Lehrerberuf entscheiden. Denn was man als Schüler noch mit Selbstverständlichkeit vom Lehrer fordert, das möchte man später als Lehrer doch nicht ohne weiteres gewähren.

Wenn also heutzutage viele Leute die Lage des Lehrers beklagen — immer nach dem Motto: Sie Ärmster! Sie müssen sich mit den Kindern anderer Leute herumschlagen! —, dann meinen diese Menschen eben damit, daß der Lehrer nicht mehr verstanden werde, daß er und der Lehrstoff nicht mehr ernstgenommen würden und daß es der Lehrer deshalb schwer habe, seines Amtes zu walten. Welcher junge Mensch möchte aber gern Lehrer werden, wenn er erwarten muß, daß er von der Gesellschaft als armer, geplagter, mißverständener Außenseiter betrachtet wird?

Das zweite Lehrerbild, das durch die Öffentlichkeit geistert, ist das des Faulenzers, des Halbtagsarbeiters. Die Wurzeln dieses Lehrerbildes liegen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Damals war der Lehrer der sauber gekleidete „Herr“, der Beamte, der sich bei seiner Arbeit nicht die Hände schmutzig zu machen brauchte und doch relativ gut entlohnt wurde, während andere schwerste körperliche Arbeit zu leisten hatten und trotzdem kaum genug verdienten, um ihre Familie ordentlich ernähren zu können. Unter dem Begriff „Arbeit“ verstand man damals so viel wie „körperliche Arbeit“; und von daher gesehen war die Tätigkeit des Lehrers eben keine Arbeit. Selbstverständlich haben sich die Vorstellungen über das, was Arbeit ist, inzwischen gewandelt; aber es gibt noch immer genügend Leute, die der Meinung sind, der Lehrer habe keine rechte oder zumindest zu wenig Arbeit. In der national-

sozialistischen Epoche nannte man die Lehrer spöttischerweise Reichsferienminister, und auch heute noch wird den Lehrern lächelnd vorgeworfen, sie hätten mehr Ferien- als Arbeitstage. Der Duisburger General-Anzeiger z. B. veröffentlichte am 9. 4. 1965 unter der Spalte „Kurz und Klein“ folgenden Ausspruch des SPD-Ratsherrn Thomé: „Es ist merkwürdig, wenn man die Lehrer sieht, dann haben sie gerade Pause. Wenn man sie aber nicht sieht, dann haben sie Ferien!“ — Selbst wenn man einmal unterstellt, daß es sich bei diesem Ausspruch um ein unbedachtes, humoristisch gemeintes Wort handelt, so wird hier doch die noch immer unterschwellig vorhandene, landläufige Ansicht deutlich, daß der Lehrer nicht recht wisse, wie er die Zeit totschlagen solle. Aber es gibt auch heute noch durchaus ernstgemeinte Äußerungen, in denen den Lehrern allen Ernstes vorgehalten wird, ihre Arbeitszeit sei zu kurz. In der FAZ vom 8. Juli 1965 vertritt Dr. sc. pol. Emanuel Pischel aus Bremen die Ansicht, die Forderung der Studienräte von Nordrhein-Westfalen nach Stundenermäßigung bzw. Arbeitszeitverkürzung sei „ebenso grotesk wie bezeichnend“, und zwar offensichtlich bezeichnend für die Faulheit der Lehrerschaft.

Wer kann von jungen Leuten, insbesondere von begabten und arbeitsfreudigen jungen Leuten, erwarten, daß sie sich für den Beruf des Lehrers

entscheiden, wenn den Lehrern nachgesagt wird, sie seien Faulenzer und hätten keinen den Menschen ausfüllenden Beruf! — Es ist hier nicht der Ort, in extenso darzulegen, wie umfangreich die Arbeit des Lehrers ist; aber eins soll doch kurz aufgewiesen werden: Während in allen Berufen Arbeitszeitverkürzungen durchgeführt werden, nimmt die Arbeit des Lehrers ständig zu. Der Lehrerberuf ist der einzige, in dem es seit einem halben Jahrhundert keine Arbeitszeitverkürzungen gegeben hat. Nicht selten sind die Lehrer heute so überlastet, daß sie für ihre eigentliche Arbeit, die Vorbereitung des Unterrichtes und die eigene Fortbildung, keine Zeit aufbringen können. Das ist übrigens der Grund, weshalb viele Lehrer unzufrieden sind und resignieren. Diese Resignation überträgt sich dann auf die Schüler, so daß man wahrlich nicht mehr zu fragen braucht, warum Primaner alles andere als Lehrer werden wollen.

Um zusammenzufassen: Wenn es in absehbarer Zeit nicht gelingen sollte, das Ansehen des Lehrerstandes zu heben und die Verzerrungen im Lehrerbild unserer Zeit zu korrigieren, dann dürfte es unmöglich sein, den Lehrermangel zu beheben. Das sollte man bei allen schulpolitischen Entscheidungen berücksichtigen.

JOSEF HARDMANN

Brief aus Spoleto

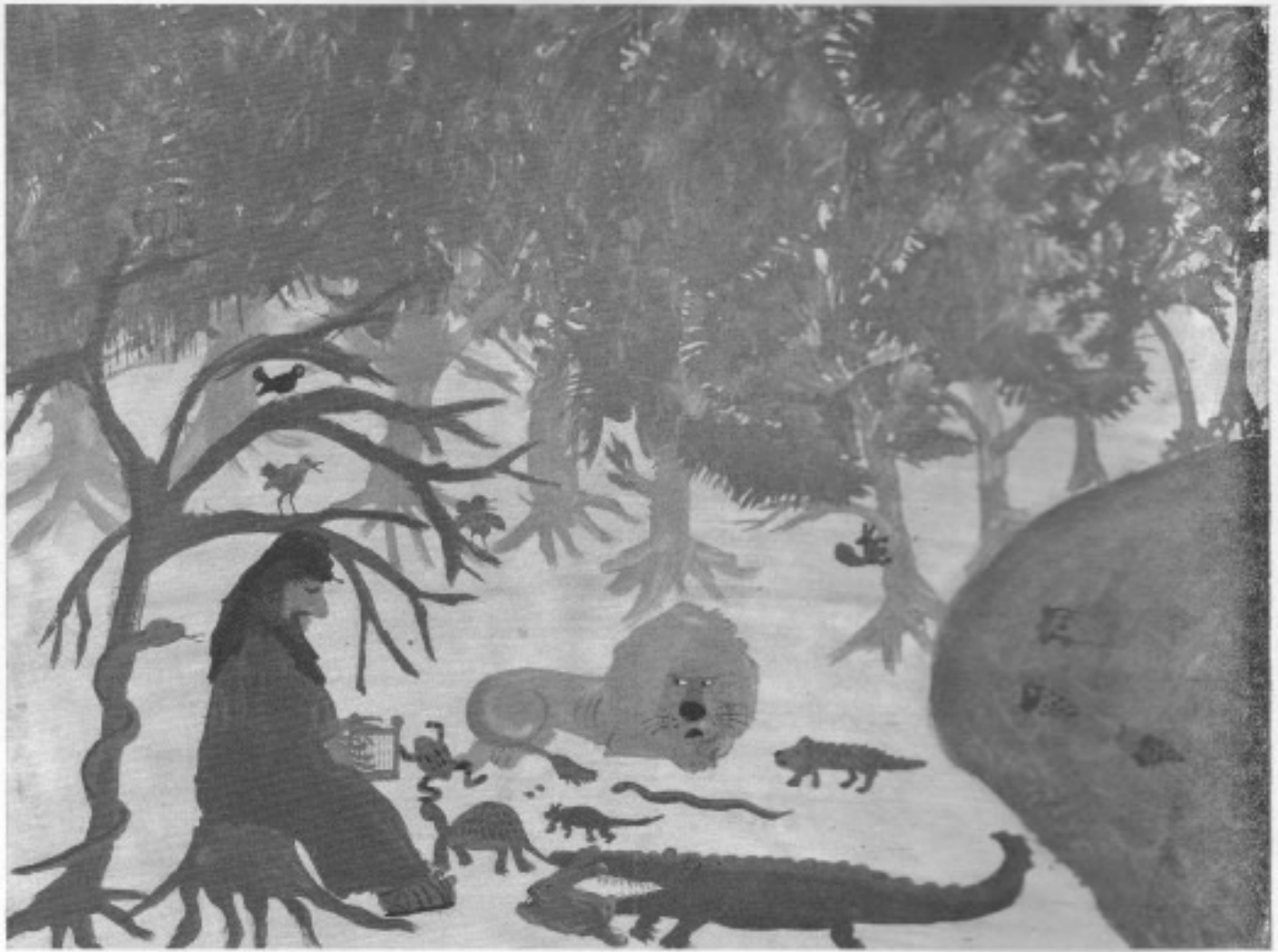
Hermann Walter (1954) studierte an den Universitäten Mainz, Tübingen, Helsinki, Rom und Göttingen, wo er 1961 mit einer lateinischen Dissertation über „C. Julius Solinus und seine Vorlagen“ promovierte. Sein besonderes Interesse gilt seitdem Problemen der mittelalterlichen Philologie. In einer größeren Arbeit beschäftigt er sich gegenwärtig mit der tiefgehenden Einwirkung der „Naturalis historia“ des Älteren Plinius im Mittelalter.

Aus Spoleto erreichte uns folgender Brief:

Spoleto, den 29. 4. 1965

„Agricoltura e mondo rurale in occidente nell'alto medioevo“ — tredicesima settimana di studio, vom 22.—28. April 1965. Was hat ein Philologe, selbst wenn er wie ich mit einem Bein in der lateinischen Literatur des Mittelalters steckt, dort zu suchen? Vielleicht, auf den ersten Blick hin geurteilt, nichts! Überschlägt er sodann

seine einschlägigen Kenntnisse und findet seine Kompetenz auf schwachen Füßen, so scheint das negative Urteil bestätigt. Nichts aber ist falscher als das. Wenn einem auch von den zahlreichen Disziplinen, die man dort zur Rekonstruktion dieser gleichsam prosaischen Seite der europäischen Kulturgeschichte bemüht, wie Klimatologie, Biologie (Pollenkunde), Chemie, Archäologie, Luftphotographie, Ortsnamenkunde, Dialektforschung und anderen, und dem je dazugehörigen Vokabular die Ohren gellen und man mit erst zwiespältigem Genuß zusehen muß, wie das eigene Fach, die Philologie, in den Händen anderer Leute unversehens zur letzten Hilfswissenschaft herabsinkt, so steigerte sich doch im Laufe der Woche das Gefühl, daß sich alle diese Disziplinen in gewisser Weise über-



Martin Schnitzler (IVa): Orpheus und die Tiere (Wasserfarben)

Die Welt des Mythos steckt für den jungen Menschen voll von Überraschungen und Abenteuern, mit denen sich seine Phantasie beschäftigt und die ihn anregen zu eigener künstlerischer Gestaltung. Zu unserem Bild schreiben Mitschüler des kleinen Malers:

„Dargestellt ist die Szene aus dem Mythos, in der Orpheus aus Trauer über den Tod seiner Frau Eurydike die Einsamkeit der Wälder aufsucht und durch sein Leterspiel die Tiere herbeilockt, die ihm einmütig zuhören. Es ist ein kleines Eichhörnchen zu sehen, das sich fest an einen Baum klammert, ferner sind Blind-schleiche, Ratte und Schildkröte auch dabei. Fische strecken neugierig ihre Köpfe aus einem blauen See, sogar die schreckhafte Eidechse und das Häschen, das doch sonst angesichts eines Menschen die Flucht er-greift, lauschen seinem Spiel. Es sieht so aus, als würden die Vögel auf dem Baum mitzwitschern und der Frosch zu Füßen des Sängers mittanzeln. Selbst das ungeheure Krokodil und der König der Tiere, der grim-mige Löwe, fehlen in diesem Kreise nicht. Der Löwe blickt Orpheus zwar noch etwas mißtrauisch von der Seite an, aber auch er fügt sich.“ (Stefan Zimmermann)

„Ich weiß nicht, ob Martin bewußt den Hasen neben das Krokodil gesetzt hat. Ich sehe darin die Wirkung des Gesanges besonders hervorgehoben, denn der Hase gilt als Sinnbild der Angst und der Furcht, während das Krokodil Symbol der Gefahr und des Bösen ist. Auf unserem Bild aber liegen beide friedlich neben-einander. — Auf die Farben des Bildes möchte ich noch besonders eingehen: es ist vorwiegend in abge-stuften Grün und dunklen und hellen Brauntönen gehalten. Für den Untergrund der Bäume wurden hell-braune Farben verwandt, darauf breitet sich frisches Grün aus, nur stellenweise mit dunklerem Grün über-deckt. So erscheinen Licht und Schatten zwischen den Blättern, hinter denen das Braun der Aste und Zweige schwach durchschimmert.“ (Norbert Kriebel)

decken und mit tausend Fäden und Fädchen aneinanderhängen, geradezu zu einem Evidenz-Erlebnis. Einen Sachverhalt — etwa die Land-aufteilung im Mittelalter — mit mehreren we-

sensmäßig verschiedenen Ausdrucksmitteln dar-stellen zu können, etwa mit geometrischen einerseits und andererseits algebraischen Mitteln, scheint nicht nur die sog. wissenschaftliche

Sicherheit zu gewährleisten, sondern Grundvoraussetzung (wenn nicht überhaupt alleiniges Konstituens) dessen zu sein, was wir unter ‚Verstehen‘ verstehen. Aus diesem Grunde, glaube ich, hat der Beitrag des italienischen Luftwaffengenerals Giulio Schmied, der, ausgerüstet mit stupendem Wissen in Archäologie und mittelalterlicher Geschichte, die Ergebnisse der Luftphotographie auf dem Gebiet der Archäologie erläuterte, Begeisterung beim Publikum hervorgerufen. Mit diesem Instrument kann man sich ein klares Bild darüber machen, wie z. B. Oberitalien zu römischen Zeiten in kleine und kleinste Landparzellen aufgeteilt war und wie sich dieses Netz von Flurgrenzen im Laufe des Mittelalters erhielt oder verschob. Den Zuhörern wurde begreiflich, daß in den Tausenden und Abertausenden von Luftaufnahmen, wenn man sie nur zu lesen verstünde, dieselben Strukturen verborgen liegen wie in den Tausenden und Tausenden von Urkunden jeder Art, Verträgen, die zwischen Klöstern und einzelnen, Bauern untereinander, Herren und Untergebenen etc. abgeschlossen wurden und sich aus dem Mittelalter erhalten haben. Man begann einzusehen, daß nun eine großartige Aktion der Identifikation zwischen diesen ver-

schiedenartigen Materialien einzusetzen habe und daß diese Identifikation das historische ‚Verständnis‘ gewaltig fördern würde. Ich fühlte mich lebhaft an den Unterricht in analytischer Geometrie erinnert, wo nichts anderes getrieben wird als eben das; wo ebenfalls Ausdrucksmittel verschiedener Art Punkt für Punkt, Struktur für Struktur aufeinander bezogen, durcheinander ersetzt werden, und wo die Fähigkeit, den Bezug herzustellen, offenbar mit ‚Verständnis‘ identisch ist. Nicht umsonst, so sieht man, ist dieses Gebiet eines der faszinierendsten aus der Schulmathematik. Der Applaus für Schmied war ungeheuer.

Charakteristisch für diesen Kongreß war schließlich die perfekte Höflichkeit, mit der die Wissenschaftler ihre Streitigkeiten austrugen; ferner die Leichtigkeit, mit der sich die meisten in sämtlichen europäischen Sprachen bewegten. Auf die babylonische Verwirrung wird in diesem Milieu keine Rücksicht genommen. Bemerkte sei zum Schluß, daß die Ausdrücke ‚alto medioevo‘ oder ‚haut moyen âge‘ nicht das meinen, was wir unter ‚hohem Mittelalter‘ verstehen, sondern die hierzulande als ‚frühes Mittelalter‘ bezeichnete Periode.

HABEN SIE AUCH MANCHMAL

Angst?

Gegenstand der Arbeitsgemeinschaft in Deutsch ist nicht die sensationelle Kurzdichtung, die abseltige Einzelerfahrungen zuspitzt oder überhöht, sondern das breitangelagte, mit epischem Phlegma dargestellte Gesamtbild der Zeit. Im folgenden Ausschnitt aus Brochs großer Analyse der Zeit dringen durch schmale Ritzen in eine scheinbar abgesicherte Welt unweisbar die Mächte ein, die zu Chiffren unserer Seinsbefindlichkeit geworden sind: die Angst vor etwas Unbekanntem und die Furcht vor der Einsamkeit. Dr. H.

„Gehört alles zum Gute“, sagte Herr v. Pasenow, stolz mit dem Stocke im Kreise zeigend; dann blieb sein erhobener Arm mit dem Stock in einer Richtung unbeweglich haften; Bertrand folgte mit den Augen und sah den Kirchturm des Dorfes hinter den Hügeln emporragen: „Dort liegt die Post“, wurde ihm eröffnet, und Herr v. Pasenow schlug den Weg zum Dorfe ein. Drückend lag die Schwüle; das Klopfen der Dreschflügel verstummte langsam hinter ihnen,

und nur der zischende Ton der Mäher, das Dengeln der Sensen, das Rauschen der geworfenen Garben hing noch in der ruhenden Luft. Herr v. Pasenow blieb stehen. „Haben Sie auch manchmal Angst?“ Bertrand war betroffen, aber er fühlte sich von dieser menschlichen Frage sympathisch berührt: „Ich? Oh, oft.“ Herr v. Pasenow näherte sich interessiert: „Wann haben Sie Angst? Wenn es still ist?“ Bertrand merkte, daß hier etwas nicht stimmte: „Nun, Stille ist doch manchmal herrlich; ich bin von dieser Stille über den Feldern geradezu beglückt.“

Herr v. Pasenow war unzufrieden und ärgerlich: „Sie verstehen nichts...“ Nach einer Pause: „Haben Sie Kinder gehabt?“ „Meines Wissens nicht, Herr v. Pasenow.“ — „Nun eben“, Herr v. Pasenow blickte auf die Uhr und lugte den

Weg entlang; er schüttelte den Kopf, „unverständlich“, dann wieder zu Bertrand: „Wann haben Sie denn eigentlich Angst?“ — doch er wartete die Antwort nicht ab, sondern blickte wieder auf die Uhr: „Er müßte doch schon hier sein...“ Dann sah er Bertrand voll an: „Werden Sie mir manchmal schreiben, wenn Sie auf Reisen sein werden?“ Bertrand bejahte; er würde es gerne tun und Herr von Pasenow schien befriedigt. „Ja, schreiben Sie mir nur, es interessiert mich, es interessiert mich vieles... schreiben Sie mir auch, wann Sie Angst haben... aber er ist noch immer nicht hier; Sie sehen, niemand schreibt mir, nicht einmal die Söhne...“ Da wird von weitem ein Mann mit einer schwarzen Tasche sichtbar. „Da ist er!“ Herr v. Pasenow setzte sich mit Stock und Beinen in geradlinige, eilige Bewegung und als der Mann in Hörweite war, schrie er ihn an: Wo bleibt Er wieder so lange? Heute ist es das letzte Mal, daß Er zur Post gegangen ist... Er ist entlassen, hört Er, Er ist entlassen!“ Er hatte einen roten

Kopf bekommen und fuchtelte mit seinem Stock vor des Mannes Gesicht herum; während dieser, offenbar an solche Begegnung schon gewöhnt, ruhig die Tasche von der Schulter nahm und sie seinem Herrn reichte, der beinahe folgsam den Schlüssel aus der Weste zog und mit zittriger Hand öffnete. Zitternd griff er in die Posttasche, doch als er bloß ein paar Zeitungen hervorholte, schien es, als sollte sich der Wutanfall wiederholen, da er dem Boten die Ausbeute wortlos unter die Nase hielt. Offenbar besann er sich aber darauf, daß er einen Gast neben sich hatte, denn nun streckte er die Zeitungen Bertrand hin: „Da, sehen Sie selbst...“ klagte er und gab sie in die Tasche zurück, sperrte ab und erklärte im Weitergehen: „Ich werde in diesem Jahr wohl in die Stadt ziehen müssen; hier ist es mir zu still.“

Hermann Broch, Die Schlafwandler, Eine Romantrilogie
Der erste Roman: 1888 — Pasenow oder die Romantik
Rhein-Verlag Zürich, S. 87—88

HANS BENDER antwortet Quartanern

Aufgabe des Deutschunterrichts in der ausgehenden Unterstufe ist es, die erst am Beginn ihrer künstlerischen Erfahrung stehenden Schüler mit Deutung und Interpretation eines sprachlichen Kunstwerks vertraut zu machen und an einem geeigneten Beispiel, einer Erzählung etwa oder einem Gedicht, die besondere sprachliche Struktur im Zusammenhang mit dem inhaltlich Ausgesagten aufzuzeigen. Quartaner stellten an die bekannte Erzählung Hans BENDERS: „Die Wölfe kommen zurück“ viele Fragen, die sie dem Autor selbst vortrugen. Außerdem schickten sie ihm die von ihnen verfaßten Arbeiten, in denen das epische Geschehen teils dialogisiert und fortgesponnen, teils gedeutet wurde. Hans BENDER, Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Akzente“, Verfasser von Romanen und Erzählungen (Eine Sache wie die Liebe, 1954; Wunschkost 1959; Das wiegende Haus, Erzählungen, 1961; Mit dem Postschiff, 24 Geschichten, 1962), sowie Kritiker und Editor von Anthologien, hat seinen jungen Lesern ausführlich geantwortet:

Neujahr 1967

Liebe Quartaner,

es kommt oft vor, daß Schüler mir schreiben und mich fragen, wie ich selber als Verfasser meine Geschichten auslege. Viel seltener zeigen

mir die Schüler ihre Aufsätze, die meine Geschichten angeregt haben; und viel seltener schreiben sie mir so liebenswürdige Briefe wie die sechs Jungen Eurer Klasse.

Ihr sagt etwas über den Deutschunterricht im allgemeinen; sagt, er sei „lebendig“ und mache „Spaß“. So soll er auch sein! Einer meiner Deutschlehrer — sie wechselten so oft in unserer Schule —, seufzte manchmal: „Mein Unterricht ist doch nur für zwei“. Wir waren sechsdreißig Schüler; also wollte er sagen: sein Deutschunterricht, bei dem er sich anstrenge und überanstrenge, sei eine exklusive Sache für zwei Schüler, die für die Deutschstunde mehr Begeisterung mitbrachten als für alle anderen Fächer. Nein, so soll er nicht sein. Deutsch werden später alle sprechen, gleichgültig, welchen Beruf sie wählen. Allein zur Verständigung ist es nötig, seine Grammatik und seine vieldeutigen Ausdrucksweisen beherrschen zu lernen. Daß Deutsch mehr als eine Verständigung bewirken kann, hat mit den Schriftstellern zu tun, deren Gedichte, Erzählungen, Romane und Theater-

stücke in der Schule gelesen und interpretiert werden (aber auch mit den anderen, die nicht Schullektüre sind).

Was bewirken die Dichtungen über die Verständigung hinaus? — Das ist eine schwere Antwort, die sich in einem Brief kaum ausführen läßt. Ich will es einfach zu sagen versuchen: Die Dichtung kann uns lehren, menschenwürdig zu leben, zu denken, zu handeln, anders als es der Staat, die Kirche, die Gesetze und Konventionen lehren; radikaler, ehrlicher, freier; aus eigener Verantwortung.

Die Briefe der fünf Jungen sagen Anerkennendes zu meiner Sprache. Nun, sie könnte in der Geschichte „Die Wölfe kommen zurück“ noch bündiger und genauer sein. Die Alliterationen beispielsweise, die einigen Schülern gefallen, mag ich heute nicht mehr so gern. Als ich die Geschichte schrieb, im Jahre 1950, prüfte ich meine Zeilen weniger sorgfältig als heute. Was ich aussagen wollte, war mir wichtiger. Ich war kurz zuvor aus der Gefangenschaft entlassen worden. Ich erwartete, wie damals alle, den Frieden, einen idealen, ungestörten, ja paradiesischen Frieden, in dem kein Gedanke an eine Wiederholung dessen, was vorher geschehen war, möglich sein konnte. Diese Erwartung wurde enttäuscht. Die Sieger waren sich schon in die Haare geraten, sie rüsteten weiter, verschärften die Brisanz der Granaten, steigerten ihre Reichweiten; die eine Atombombe übertrumpfte die Wirkung der anderen. Es gab schon wieder Kriege, in anderen Ländern der Erde. Die friedliche Szene, wie die ehemalige Feinde zusammenstehen — der Starost und Maxim — war ein Wunschbild, das sich nicht erfüllte.

Meine Sprache hat aber auch mit mir selber zu tun. Schon meine Schulaufsätze waren kurz und bündig, und immer war es mir schwergefallen, die Stimme zu heben, eine Abrundung zu vollziehen. „Der Schluß sinkt ab“, stand manchmal unter meinen Aufsätzen. Obgleich ich in den letzten drei Klassen die bestzensierten Aufsätze schrieb, wurde einer meiner Mitschüler bestimmt, die Abiturientenrede zu halten. Zu recht. Er war geeigneter als ich, eine Rede zu halten, deren Glätte und Witz — über die Schule, über die Lehrer, wie's zu einer Abiturientenrede gehört — viel Beifall erhielten.

Meine Sprache hat aber auch mit meiner Generation und der Zeit zu tun, als ich zu schreiben anfang. Alle gleichaltrigen Schriftsteller schrieben

in der Abwehr gegen die Dichtung, die vorher so wichtig genommen und ihre Schullektüre gewesen war. Eine gefühlige, vage, geheimnisvoll tuende Dichtung. Die Kriegs- und Nachkriegsbücher, die man zu meiner Schulzeit schätzte, haben die Geschehnisse mehr verklärt also so beschrieben, wie sie es verdient hätten. Es gab auch Bücher, die ehrlicher beschrieben, wie die Machenschaften, die Kriege anheizen und unterhalten, in Wirklichkeit aussahen; doch diese Bücher waren verboten, herausgenommen aus den Regalen und Bibliotheken. Die Bücher, die wir lasen, schilderten hauptsächlich den begeisterten Anfang des Krieges 1914, die Abenteuer, das Trommelfeuer — was für ein verführerisches Wort! —, den Soldatentod, den ehrenvollen, süßen, schmerzlosen. Daß es uns von der Schule wegzog, daß wir dabei sein wollten, als der Krieg 1939 ausbrach, hat nicht allein mit den Befehlen Hitlers zu tun, sondern auch mit den Verführungen, welche die Schriftsteller damals uns eingeflüstert haben. Wir wollten so über den Krieg und die Gefangenschaft nicht mehr schreiben, aber ganz aus der Beeinflussung reißen, konnten wir uns wiederum auch nicht. Vielleicht haben die Alliterationen damit etwas zu tun.

Eure Briefe fragen, ob ich selber der „Maxim“ der Geschichte sei. Ja und nein. Ich gehörte tatsächlich zu jenem Trupp Gefangener, der an einem Abend im späten Herbst von Borowitschi nach Krasno Scheri trottete. Neben mir ging ein junger Mann, mit dem ich mich angefreundet hatte: Max. Er hatte blaue Augen, er konnte russisch sprechen, ihm kam die Sympathie des Starost gleich entgegen. Ich war also nicht Max und Maxim, doch ich war — wie so oft in vielen Geschichten — der Beobachter. Ich habe die Ereignisse von Krasno Scheri im Gedächtnis behalten und habe sie fünf Jahre später aufgeschrieben. (Mein Freund Max hatte sie, wie er mir bestätigte, als er die Geschichte las, ganz vergessen). Auch die Kinder von Krasno Scheri habe ich beobachtet, den Starost, seine Frau, die Stube; und von den Wölfen hörte ich sprechen, ihre Spuren und ihre Untaten habe ich gesehen. An einem Morgen fand man das Gerippe eines Kalbs, am anderen Morgen die Reste eines Hundes. Der Zug der Wölfe ist eine nicht erlebte, dichterische Umsetzung und Steigerung. (Erst später entdeckte ich im Brehm, daß es solche Rudel gibt.) Wenn dieser Zug weniger glaubhaft wäre, würde es bedeuten: ich könnte nur Selbsterlebtes aufschreiben; und es würde bedeuten: der zweite Teil wäre weniger gelungen als der erste. „Die Wölfe kommen zurück“ ist ein Mär-

chen“, hat mir einmal ein Schriftstellerkollege gesagt. Diese Kennzeichnung hat mir gut gefallen.

Die Interpretation des Schlusses macht vielen Schülern Schwierigkeiten. Hauptsächlich seinetwegen schreiben sie mir. Ist der Schluß tatsächlich so kompliziert? So verschwommen? — Ich wiederhole den Vorgang: Die Wölfe kehren in den friedlichen, paradiesischen Zustand zurück. „Sie wittern den Frieden.“ Sie werden ihn wieder bedrohen, sie werden neues Unheil anstiften. Sie erinnern an die Heerzüge des Krieges vorher und an die eines kommenden Krieges; früher wie heute überfallen sie, Wölfen gleich, Städte, Dörfer, Landstriche. Werner Zimmermann hat in seinem Buch „Deutsche Prosadichtung der Gegenwart“; Teil III (Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf) den Schluß der Geschichte in diesem Sinne ausgelegt. Er schreibt: „Der Vorbeizug der Wölfe als Beendigung des Krieges ist damit dem Ausbruch eines neuen Krieges mitten im Frieden gleichgesetzt, die Gefährdung des Menschen durch die Wölfe wird zum Gleichnis für die Bedrohung des Menschen durch seine eigene wölfische Natur: homo homini lupus.“ Besser kann auch ich den Schluß nicht auslegen.

Die Aufsätze Eurer Klasse gefallen mir mehr als andere, die ich kenne, weil sie nicht an der Geschichte kleben bleiben, sondern zu selbständigen Übungen geworden sind. Meist werden Kurzgeschichten doch so behandelt: Lehrer und Schüler mühen sich, alles das, was der Autor verschwiegen hat, auszusprechen; alle Gefühle, die der Autor unterdrückt, bloßzulegen; das Schwelgen zwischen den Wörtern und Sätzen aufzufüllen; das, was der Autor bewußt so eindeutig zu sagen sich sträubt, in eine Erklärung, in eine Paraphrase, ja, in eine praktikable, vielleicht auch moralische Deutung umzusetzen.

Diese gewaltsame Interpretation ist durch die Variationen, zu denen Euch Euer Lehrer ange-regt hat vermieden. Ihr habt die Geschichte fortgeführt, habt neue Situationen, neue Wendungen und Wörter hinzuerfunden. Ihr laßt den Starost und Maxim miteinander reden, über andere Themen als die meiner Geschichte. Sogar neue Namen wurden erfunden. Ein Pferd heißt „Mirasch“; die Frau des Starost, die bei mir keinen Namen hat, heißt „Anna Andrejewna“; und über Nikolaj, der so konzentriert seine Komsomol-Parolen im Schulbuch liest, steht in einem Aufsatz: er „wird einmal ein großer Mann in der Partei werden!“ Bravo, so sollen Leser Geschichten fortspinnen.

„Die Engel der Dreifaltigkeit“ hätte ich tatsächlich mehr ausführen sollen. Mir war der Vorgang, der auf den Ikonen der orthodoxen Kirche immer wiederkehrt, allzu vertraut. Die berühmteste Engel-Ikone stammt von Andrei Rubljow, der zwischen 1360 und 1430 gelebt hat. (Vor einigen Wochen stand ich zum erstenmal vor dem Original in der Tretjakow Galerie zu Moskau.)

Dem Bild liegt das 18. Kapitel des 1. Buches Moses zugrunde. Zu Abraham sind drei Männer gekommen. Er bewirbt sie, er schlachtet für sie ein Kalb, er befiehlt seiner Frau Sara, einen Kuchen zu backen. Wörtlich heißt es in der Luther-Übertragung: „Und er trug auf Butter und Milch und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor und blieb stehen vor ihnen unter dem Baum und sie aßen.“

Bei Rubljow haben die drei Männer das Aussehen von Engeln. Symmetrisch geordnet sitzen sie um einen niedrigen, weiß gedeckten Tisch, auf dem ein gefüllter Kelch steht. Die Engel neigen ihre Lockenköpfe zueinander, als unterhielten sie sich. (Abraham ist nicht zu sehen, nur sein Haus im Hintergrund und der Baum, hinter dem er sich zurückhält.) Die Gewänder der Engel gleichen antiken Togen. Sie sind in strenge Falten gelegt, deren Farben — blau, grün, rot, violett — den Farben der Hemden, aber auch dem Goldgelb der Flügel, dem Braun der Gesichter und der Haare, dem Weiß der Heiligenscheine entgegengesetzt sind. Sowohl der Vorgang als auch die Kunst Rubljows verleihen der Ikone die Faszination, die sich früher auf die Andächtigen übertrug und die heute die Betrachter im Museum ergreift.

Das Kapitel des Alten Testaments endet mit einer Prophezeiung des Herrn, die Abraham und Sara, die schon hochbetagt sind, Fruchtbarkeit und die Nachkommenschaft eines mächtigen Volkes verheißt. Die Legende lehrt aber auch: in jenen drei Männern habe sich zum erstenmal die Dreifaltigkeit geoffenbart. Aber ist es nicht auch die Geschichte von Philemon und Baucis, zu denen Zeus und Hermes kommen, die Menschen zu prüfen, und die nur von den beiden Alten so treuherzig aufgenommen werden? Und erinnert sie nicht an die spätere Legende von Julian, dem Gastfreien, der Christus in der unbekanntenen, ekel-erregenden Gestalt eines Aussätzigen aufnimmt und dadurch vom Fluch des Elternmordes erlöst wird? Flaubert hat sie nacherzählt. Ist sie nicht eine Legende der Gastfreundschaft und Menschenbewertung überhaupt?

Also nicht allein die Ikone ist bewundernswert, auch die Geschichte. Sie ist eine jener frühen

Fabeln — in Herodots „Historien“ stehen ähnliche —, die nicht nur einen Vorgang vermitteln, sondern — gerade weil es so einfache, knappe und manchmal bruchstückhafte Fabeln sind — einen unerschöpflichen Reichtum von Bedeutung entfalten. So kehrt mein Exkurs über eine Ikone ohne Gewalttätigkeit zurück zum Thema: zur Interpretation einer Geschichte.

Ich habe in meinem Brief viel zu oft von *meinen* Erfahrungen gesprochen. Das tun wir Älteren nur zu gern. „Als ich in eurem Alter war...“ so beginnen unsere Gespräche mit jungen Leuten. Ich vermute, dieses Pochen auf unsere Erfahrung überzeugt Euch nicht, ja, sie stößt Euch wahrscheinlich sogar ab. Ich denke oft darüber nach: Ist es richtig, wenn wir Älteren Euch immer noch mit dem Krieg, seinem Vorher und Nachher, mit dem allen Ihr schon Eures Lebensalters wegen nichts mehr zu tun haben könnt, beschäftigen? — Ich komme zu diesem Schluß: Wir erzählen davon, weil wir Euch vor einem ähnlich schweren, unsinnigen und beschämenden Geschehen

bewahren wollen. Wir sprechen davon wie Ältere, die wissen, wenn man an die rotglühende Herdplatte faßt, verbrennt man sich die Finger. Wir sprechen davon aus Achtung und Liebe vor und für die Jugend heute, der wir unbeschwertere, sinnvollere, schönere Jahre wünschen als wir sie erlebt haben zwischen 1933 und 1945. Ob unsere Erzählungen — die privaten oder die künstlerischen — die beabsichtigte Wirkung ausüben, liegt an uns beiden.

Mit diesen Gedanken will ich meinen Brief beenden. Er ist lang geworden; fast so lang wie die Geschichte von den Wölfen selber.

Nochmals Dank für Eure Briefe und Aufsätze. Ich sehe, Euer Lehrer hat keine Zensuren unter die letzte Zeile geschrieben. Gibt es keine Zensuren mehr? Von mir aus gesehen sind es Aufsätze, die alle ein „sehr gut“ verdienen!

Mit Dank und guten Wünschen für das Jahr, das eben beginnt, Euer

HANS BENDER

IN MEMORIAM

DR. AUGUST LANGENHORST

Am 14. Dezember 1965 starb in Bonn der ehemalige Schüler und Abiturient unseres Gymnasiums, Herr Oberschulrat i. R. Dr. August Langenhorst, Ritter des St.-Gregorius-Ordens. Er wurde geboren am 29. 11. 1882 in Hamm und am 1. 11. 1927 vermählt mit Gertrud Freundgen.

Nach seiner Gymnasial- und Studienzeit in Duisburg und Bonn wirkte er als Studienrat am Hohenzollerngymnasium in Düsseldorf und später als Oberstudiendirektor an den staatlichen Gymnasien in Prüm und Siegburg. Als Offizier wurde er im Weltkrieg 1914/18 mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse und mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Seit 1924 war er Oberschulrat in Koblenz, ließ sich aber 1939 in den Ruhestand versetzen, weil er mit den damaligen Machthabern nicht einverstanden war.

Ab 1940 stellte er bis ein Jahr vor seinem Tode — wie es in seinem Totenzettel heißt — seine

wissenschaftlichen und pädagogischen Fähigkeiten in den Dienst der Bonner Theologiestudenten.

Dr. Langenhorst war eine starke Persönlichkeit und von unbeugsamem Willen in der Erreichung der von ihm als gut und recht erkannten Ziele; mit ihm ist auch ein tüchtiger Altphilologe, ein langjähriger Freund Werner Jägers und — soviel ich weiß — Mitarbeiter am „Thesaurus Linguae Latinae“ dahingegangen. Er war ein glänzender Gesellschafter, ein edler, vornehmer Charakter, der als Vorgesetzter in seinen Anforderungen strenger gegen sich selbst als gegen andere war. Zeitlebens fühlte er sich auch seinem alten Duisburger Gymnasium verbunden. Alle, die ihn gekannt haben, können nur in Hochachtung und Verehrung an ihn zurückdenken, und mancher von ihnen wird diesem hervorragenden Manne noch weit über seinen Tod hinaus in Dankbarkeit sich verpflichtet fühlen.

DR. LAMBERT KRUKEL

Abiturientia 1966

OSTERTERMIN

Klassenlehrer: OStR Dr. Hölzer

Günter Bovermann	Jurist
Ansgar Burgard	Apotheker
Ulrich Caspers	Germanist
Klaus-Peter Coura	Volksschullehrer
Hans Duffhaus	Physiker
Karl-Joachim Gehrman	Dipl.-Volkswirt
Hans-Peter Goergen	Opernsänger
Joachim Hanke	Mediziner
Karl-Heinz Hoevel	Pädagogik u. Psychol.
Kornel Jacobs	Dipl.-Volkswirt
Wolfgang Kobold	Gewerbe-Studienrat
Johannes Miß	Volksschullehrer
Werner Rauen	Betriebswirtschaft
Hartmut Rehr	Theologe
Herbert Walter	Volksschullehrer
Hans-Ludwig Ziegen	Apotheker

Klassenlehrer: OStR Fries

Carsten Bakker	Jurist
Robert Behling	Mathematik/Physik
Reinhold Burger	Architekt
Lothar Dehen	Mathematik/Physik
Peter Dittrich	Mathematik/Physik
Joachim Fries	Germanist
Rolf Koenen	Konzertpianist
Hans-Joachim Moeller	Bergbau
Bernhard Möller	Archäologe
Hubert Möller	Psychologe
Peter Schlieder	Offizier Luftwaffe
Christoph Schricker	Werbepsychologe
Götz Stoberock	Jurist
Christoph Straßmann	Fachschullehrer
Michael Warthberg	Apotheker
Rainer Zoeller	Arzt

HERBSTTERMIN

Klassenlehrer: StR Thiel

Hans-Wilhelm Aholt	Volkswirtschaft
Rainer Biesenbender	Chemiker
Detmar Brandt	Jurist
Dietmar Cremer	Wirtschaftswissenschaft
Albert Cuypers	Altphilologe
Wilm-Peter Egert	Physiker
Michael Hortmann	Theoret. Physik
Michael Kern	Arzt
Wolfgang Klein	Jurist
Jörg-Dieter Krusch	Architekt
Rudolf Morawietz	Arzt
Jochen Ottermann	Pilot
Hermann Peeters	Chemiker
Bernd-Bruno Schedding	Volkswirtschaft
Joachim Schmitz	Chemiker
Burghard Settner	Diplomsporthelehrer
Peter-Wilhelm Werhahn	Betriebswirtschaft

Klassenlehrer: StR Deinhardt

Hans-Jörg Bettelhäuser	Philologe
Frank Bölke	Philologe
Klaus Dapper	Jurist
Wolfgang Deterding	Arzt
Jörg Dickmann	Zahnarzt
Horst-Joachim Dieler	Architekt
Ulrich Eichholz	Diplombibliothekar
Klaus Esser	Wirtschaftsjurist
Wolfgang Esser	Arzt
Peter Hans	Philologe
Andreas Inamer	Musik, Philosophie
Richard Köchling	unentschieden
Thomas Lange	Arzt
Hermann-Josef Möller	Philologe oder Jurist
Horst-Malte Reuter	Lehrer
Wolfgang Rosenthal	Offizier, geh. Beamt.-L.
Axel Schröder	Theologe
Peter Schwanenberg	Medizin
Jörg Steckhan	Jurist
Hans-Georg Wilting	Diplom-Ingenieur
Peter Zimmermann	Diplomhoteller

Aus dem Leben der Schule

Am 21. Oktober 1965 begrüßte OSTr Reiß den neuen Direktor Dr. Domagalla als den 47. Leiter in der 400jährigen Geschichte der Schule und betonte, es sei schon zu einer glücklichen und gedeihlichen Zusammenarbeit gekommen. Zu der Feierstunde in der Aula hatten sich u. a. eingefunden: Oberschulrat Blümer vom Schulkollegium in Düsseldorf, Bürgermeister Spillecke als Vertreter der Stadtverwaltung und Dr. Schürmann als stellvertretender Schulpflegschafts-Vorsitzender. Die Amtsvorgänger des neuen Leiters, OSTd Dr. Kock und OSTd Dr. Zimmermann, waren — wie auch ehemalige Lehrer — zu unserer Freude ebenfalls der Einladung gefolgt!

OSchR Blümer beschäftigte sich in seiner Rede mit der Frage, die für die Behörde nicht leicht zu beantworten gewesen sei, ob eine Schule dem Typ nach besetzt werden müsse. Man habe sich entschlossen, davon abzuweichen, und die Sach- und Personalfragen getrennt. Drei Gründe seien für die Berufung des neuen Direktors ausschlaggebend gewesen: Die glänzenden Zeugnisse des Germanisten, die Herkunft aus einer der berühmten Schulen des Niederrheins, die eine Gewähr gebe, daß die Belange des Landfermann-Gymnasiums bei ihm in den besten Händen liegen, und schließlich eine zehnjährige Fachleitertätigkeit in Düsseldorf. OSchR Blümer rühmte die besondere Atmosphäre der Schule, die nach 1945 von Dr. Kock im alten Geist wieder neu gegründet worden sei. „Es ist eine Atmosphäre des Vertrauens und der Zuversicht! Beides hat uns bewogen, Herrn Dr. Domagalla zu ernennen. Möge es immer so sein, daß Ihr Wirken ein *mutuum colloquium* sei! Mögen Sie die *consolatio fratrum* in allen Lagen finden!“

Grüße der Eltern überbrachte Dr. Schürmann, indem er auf die Bedeutung des humanistischen Bildungsideals gerade in der pluralistischen Gesellschaft von heute hinwies. Darum sei auch ein Neubau für die Schule, die aus allen Nähten platze, dringend erforderlich. „Für Sie Herr Dr. Domagalla, wird es eine schwierige, aber dankbare Aufgabe sein, diesen Neubau zu verwirklichen!“

Schülerorchester und Schulchor umrahmten die Feierstunde mit Werken von Telemann, Gluck,

Bach, Händel, Beethoven und Orff. Worte Goethes aus dem West-östlichen Divan — vorgetragene von einem Schüler — wiesen über den Augenblick hinaus:

„Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
sonst bedarf es keiner Offenbarung.“

Die alten Schüler des Collegium Fridericianum Königsberg und die Schulgemeinschaft trafen sich am 2. Juli 1966 in einer Fridericianerfeier in der Aula. Rechtsanwalt Heinrichs hielt keine pathetische Rede, als er „Über den Sinn der Patenschaft“ sprach, sondern ließ Lehrer und Schüler, von denen sich einige an dem Wettbewerb im Rahmen der Professor-Schumacher-Gedächtnisspende beteiligt hatten, an seinen sachlichen Überlegungen teilnehmen. Eine *occupatio bellica* beseitigte kein Staatsgebilde, und man stehe auf sicherem Boden des Völkerrechts, wenn man feststelle, die Ostgebiete seien weiter deutsch. Einem wahrhaft christlich — humanen Bildungsideal entspreche es darum, dieses Rechtsgefühl zu pflegen. — Auf die Schülerarbeiten eingehend, sagte er: „Die fleißigen Bemühungen lassen erkennen, daß sie in ostpreußische Gedankenwelt und Landschaft einzudringen suchen und ihnen näher gekommen sind.“ Quintaner hatten aufgrund einiger Landschaftsbeschreibungen aus dem Buch der Gräfin Dönhoff versucht, diese Schilderungen im Bild lebendig werden zu lassen. Primaner hatten über Käte Kollwitz gearbeitet. — Direktor Dr. Domagalla betonte, Frau Schumacher habe ihm zugestimmt, den Sinn der Gedächtnisspende in dem Hölderlinwort zu sehen:

„Heilig Gedächtnis zu halten bei Nacht“.

Am 30. September 1966 verabschiedete sich Herr OSTr Dr. Hoffmann, der nach zehnjähriger Tätigkeit an unserer Schule zum Gymnasium Rosbach/Sieg ging. Wir haben in ihm einen tiefen Wissenschaftler, einen guten Pädagogen und liebenswerten Menschen verloren. Sein Name wird mit der Geschichte der Schule verbunden bleiben, sein von hervorragendem Pflichtbewußtsein gekennzeichnetes Wirken hat tiefe Spuren in Herzen und Hirnen zurückgelassen. Der Landfermannbund dankt ihm die neue Gestaltung seiner „Blätter“ und bedankt sich für das damit verbundene aufopferungsvolle Bemühen. Herr Dr. Hoffmann betonte nach seinem Dank an den Direktor und das Kollegium für die gute Zusammenarbeit, man wohne nicht so weit auseinander, daß man sich nicht wiedersehe.

Am 30. November ging der bisherige stellvertretende Leiter des Staatl. Studienseminars Duisburg, Herr OStR Langensiepen, als Direktor der Julius-Stursberg-Schule nach Neukirchen/Ndrh. Bei einem gemütlichen Beisammensein am Ende des ersten Kurzschuljahres würdigte Herr OStR Meyer im Namen des Lehrerkollegiums die Verdienste, die sich Herr Langensiepen in mehr als zwölfjähriger Tätigkeit an unserer Schule erworben hat: „Mit enormer Kraft und Energie haben Sie sich in Ihren Beruf gestürzt. Sie haben sich um jeden einzelnen Schüler bemüht.“ Herr OStD Dr. Domagalla stellte die Eigenschaft des scheidenden Kollegen heraus, die wir alle an ihm bewundert haben, die Fähigkeit zur Güte. Neben dieser Verpflichtung zur Güte habe aber auch die Verpflichtung zur Sache, der deutschen Literatur gegenüber bestanden. Schüler, Referendare, deren Ausbildung ihm besonders am Herzen lag, und Kollegen werden Herrn Langensiepen vermissen. Sie wünschen ihm Gottes reichen Segen für seine verantwortungsvolle Tätigkeit. — Herr Langensiepen selbst erwiderte, er fühle sich wie ein

Todesfälle:

Paul Esch-Hoerle Nov. 1963
Rev. Dr. Arnold Ehrhard, geb. 1903 in Königsberg — gest. 18. 5. 1965 in Manchester
Friedrich Laube 8. 6. 1965
Wilhelm Voßwinkel 27. 6. 1965
Pfarrer Wilhelm Werhelt 27. 11. 1965
Oberschulrat Dr. August Langenhorst 14. 12. 1965

Priesterjubiläum:

Dr. Oskar Schroeder 29. 5. 1965

Als Pfarrer eingeführt:

Elmar Grunwald 24. 4. 1966

Verlobung:

Gert Krüger — Brigitte Lüthemeyer 9. 7. 1966

Hochzeit:

Karl Friedrich Finkemeyer — Renate Schimmelpfeng 9. 5. 1966
Harald Engel — Gisela Schellhase 12. 5. 1966
Dr. med. Onnen Schweers — Renate Kahlcke 17. 9. 1966

Flieger, der sich abhebe von der ihn umgebenden Landschaft. Wenn die Konturen, das Wesentliche in Erscheinung träten, werde um so deutlicher sichtbar, was man preisgebe. Die Erinnerung gehe zurück an besonders schöne Zeiten. Ostern 1954 sei er als junger Assessor an das Landfermann-Gymnasium gekommen: „Von der Struktur der Zeit her war alles darauf angelegt, aus den Trümmern des Krieges aufzubauen. Später normalisierte sich manches, ein wenig Staub setzte sich ab. Ich werde das Landfermann-Gymnasium und sein Kollegium noch lange Zeit vermissen und bedanke mich für das freundschaftliche Miteinandersein!“

Herr OStR Reiß, der vom Herbst 1963 als Verwaltungsoberstudienrat an unserer Schule tätig war, wurde zum Direktor des Kempener Thomäum ernannt. Wir sprechen ihm zu der ehrenvollen Berufung die herzlichsten Glückwünsche aus.

Söhne:

Anselm 13. 5. 1965, Pastor Klaus Gnoth und Frau Esther
Heinrich Horst 3. 6. 1965, Dr. jur. Hans-Joachim Wiemer und Frau Hildegard
Matthias 18. 3. 1966, Matthias Rothkranz und Frau Ursula
Asmus Walter 13. 7. 1966, St. Ass. Walter Ring und Frau Renate
Daniel Nicolai 17. 8. 1966, Pastor Klaus Gnoth und Frau Esther
Thomas Heinrich Hermann 22. 7. 1966, Heinrich Kubeneck und Frau Ursula geb. Thomas
Karl Peter 15. 10. 1966, Dr. Wolfgang Giere und Frau Elke

Töchter:

Mirjam 30. 4. 1966, Prof. Dr. Ernst Vogt und Frau Monika
Angelika Beatrix 14. 6. 1966, StR Georg Nollert und Frau Gudrun

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V., Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: OStR Strauß
Redaktion: K. Wagener

Druck: Buchdruckerei Wilh. Scheuch, Duisburg, Neudorfer Str. 201